

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 203.

Mittwoch, 5. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banffrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Winderker.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie standen auf der mächtigen Treppe der Abtei und sahen nach dem Straßengebränge zurück. „London ist eine eigenartige Stadt“, meinte Marianne nachdenklich. „Ich glaube, sie ist ein Mittelglied zwischen amerikanischem Geschäftsgeist und europäischer Sentimentalität. Ich kann das nur gefühlsmäßig bestimmen. Aber ich sehe: viel Tradition — und daneben viel gesunder Verstand und Sinn für das Wesentliche.“

Kens stimmte ihr bei. „Ja, London will verstanden sein. Ich kann mir vorstellen, daß nicht jeder Mensch eine innere Beziehung zu dieser Stadt, überhaupt zu dem Wesen des Engländer herstellen kann. Ich kann es. Ich schätze London. Lieben kann man nicht sagen. London erlöst vielleicht nicht so, wie es südlichere Städte, Paris, die Riviera können. Aber es macht frei. London ist die Stadt der persönlichen Freiheit. Für den Fremden vielleicht noch mehr als für den Londoner. Ich schätze diese Art des Engländer sehr, die den Nächsten respektiert und ihn mit jener unerträglichen, aufdringlichen Neugierde verschont, die man — anderswo so oft erlebt.“

Frau Marianne schwieg eine Weile. Sie hatten inzwischen den hohen, gewaltigen Kuppelbau der Kathedrale betreten.

„Ich glaube, Ihre Reise nach London entsprang den gleichen Motiven wie die meine“, sagte sie dann und wandte sich rasch ab, einem Trupp von einem erklärenden Führer begleiteter Amerikaner folgend. Überrascht war Kens einen Augenblick stehen geblieben. Eine Frage schwebte ihm auf den Lippen. Aber er besann sich, und als er Frau Marianne eingeholt hatte, begann er wieder mit einem nebenwärtigen Gespräch.

An dem Grabstein des unbekannten englischen Soldaten im Steinboden der Abtei, umkränzt von Blumen, blieben sie einen Augenblick schweigend stehen.

„Wie lange ist das her! Man begreift es heute nicht mehr“, sagte Kens leise. Ein Mann neben ihnen sah auf, als er die fremde Sprache hörte. Rasch gingen Marianne und Kens weiter.

Sie verließen die Abtei. Wanderten noch ein Stück Wegs die Themseufer entlang, — von weitem leuchteten die vielen Fenster des Parlamentsgebäudes in der ungewohnten Sonne.

Das Lunch nahmen sie zusammen im Dining-Room eines der großen Hotels an der Viktoria-Station.

„Ich möchte nicht zudringlich erscheinen, liebe gnädige Frau — aber wollen Sie mir nicht sagen, wo ich Sie erreichen kann? London ist so sehr groß, wie Sie gesehen haben, — und ich wäre sehr traurig, wenn ich Sie einmal verfehlen sollte“, bat Kens. Sie hatten das Lunch beendet und saßen nun zu einer Zigarre und zu einem an die Heimat gemahnenden anschließenden Mokka in der Hall des Hotels.

„Oh . . .“, sie lächelte. „Bis jetzt wohne ich ebenfalls noch im Hotel — in einem Boarding-House, draußen am Hyde Park. Solange ich nicht weiß, wie lange ich in London . . .“

„Sie wollen wieder abreisen?“, fragte Kens rasch. „Ich weiß es noch nicht. Es ist möglich. Ich warte noch auf Nachrichten von Zuhause.“

Nachdenklich sah Kens sein reizendes Gegenüber an. Wer war diese Frau? Er fühlte sich so seltsam ange-regt durch diese Frau, — da war ein Kontakt, der ihn freute. Wer war sie? Sie schien verheiratet, denn sie trug den schmalen Ehreif an der Hand. Was machte sie hier allein in London? Warum war sie von Frankfurt geflohen? Seltsam. Ging sie vielleicht auf Abenteuer aus? Aber diesen Gedanken schob Kens weit von sich.

„Ich weiß nicht . . .“, begann er zögernd, „ich habe das unbestimmte Gefühl, als sei Ihre Reise nach London eine — Flucht. Verzeihen Sie. Sie laufen manchmal nach rückwärts. Sie erwarten etwas. Vielleicht etwas, von dem Sie wissen, daß Sie vergeblich warten? Vielleicht haben Sie viel Leid zurückgelassen . . .?“

„Wie wollen Sie das behaupten?“, wich Frau Marianne aus. „Wir kennen uns kaum ein paar Stunden — wissen noch gar nicht, wer der andere ist . . .“

„Vielleicht kann man das fühlen“, sagte Kens ernst.

Marianne schwieg.

„Ich habe eine ganz präzise, ganz bestimmte Vorstellung von Ihnen“, begann Kens wieder. „Sie sind eine sehr kluge, eine sehr wertvolle Frau. Aber mit ist so, als hätten Sie sich vergeudet — und als hätten Sie, weil Sie dieses Vergeuden erkannten — die Flucht ergriffen. Nicht aus Feigheit. Nicht als „Unverständene Frau“ — sondern aus einer glatten und richtigen Überlegung heraus: es ging um Ihre eigene menschliche Existenz. Vielleicht hat auch irgendein hartes Erlebnis die Absicht zur Ausführung gebracht?“

Frau Marianne drehte ihre Zigarette zwischen den Fingern. Als Kens aussah, bemerkte er, daß ihre Augen feucht waren.

„Verzeihen Sie mir bitte“, sagte er flehentlich.

Sie reichte ihm die Hand über den Tisch hinüber.

„Ich freue mich sehr, Sie kennen gelernt zu haben“, sagte sie.

Kens war glücklich.

Der deutsche Kommissar Neubeder war bereits acht Tage in London, als er eines Morgens im Gesandtschaftsgebäude auftauchte und bat, daß man ihn sofort dem Gesandten melde. Er hatte sich in den letzten Tagen sehr wenig sehen lassen, kaum daß er kam, morgens die eingelaufenen Telegramme einzusehen.

„Haben Sie eine Spur?“, fragte v. Beder neugierig.

Neubeder zuckte mit den Schultern.

„Es ist schwer, heute schon etwas Positives zu sagen. Aber ich gebe zu, eine Spur aufgegriffen zu haben, die mir aussichtsreich erscheint. Wäre es Ihnen möglich, unter der Hand Nachforschungen nach einem jungen Franzosen anzustellen? Vielleicht durch die französische Gesandtschaft? Obwohl ich kaum annehme, daß der Mann sich hier hoch offiziell der Gesandtschaft anmeldet. Man nennt England nicht umsonst das Land der persönlichen Freiheit. Aber bitte, Herr von Beder, absolut diskrete Behandlung der ganzen Ange-“

legenheit. Der Mann darf nur um Gottes willen nicht topfischeu gemacht werden. Sie verstehen doch?"

"Gewiß... gewiß", versicherte Herr v. Becker. "Haben Sie vielleicht den Namen des Mannes bereits erfahren?"

Neubeder zog ein kleines Notizbuch aus der Westentasche und blätterte darin. Er hatte sich gemütlich auf die Tischkante Herrn v. Beckers Schreibtisch gesetzt und zündete sich nun eine Zigarette an.

"Ich will Ihnen den Fall erzählen. Aber bitte: Diskretion Ehrensache."

Herr v. Becker legte die Hand aufs Herz. "Gut", machte Neubeder zufrieden. "Ich lunchte gestern in einem Hotel an Viktoria-Station. Wie ich hörte, pflegen Fremde dort gerne zu essen, weil es bequem an dem Bahnhof liegt. Ich hatte durchaus nicht die Hoffnung, gerade dort eine Spur aufzufinden, daß eigentlich mehr aus Hunger. Sie verstehen?"

"Durchaus", versicherte Herr v. Becker.

"Gut. Ich verzehre also gerade diesen unangenehmen Porridge-Brei, den die Engländer endlich einmal von ihrem Speisezetteln streichen sollten, als neben mir ein Pärchen Platz nimmt. Elegant, feich beide. Sie: ganz Dame, Trauring, außerordentlich geschmackvoll angezogen — also bestimmt keine Engländerin. Er: in meinem Alter, auch von meiner Statur, sehr elegant gekleidet. Sie sitzen am nächsten Tisch, — schweigen sich erst eine Weile aus, er spricht mit dem Waiter in einem Englisch, das leicht an die amerikanische Aussprache anklängt. Ich weiß erst nicht, wieso mir das Gesicht so bekannt vorkommt. Dann, als der Kellner geht, unterhalten sie sich. Deutsch. Trotzdem er im Aussehen den Franzosen nicht leugnen kann, spricht er ein ausgezeichnetes Deutsch — wie ich vielleicht. Und nun fällt es mir auch wie Schuppen von den Augen: das war mein Mann. Das war haargenau das Gesicht des Deutsch-Amerikaners Walker, den die Frankfurter Kriminalpolizei sucht. Es war kein Zweifel."

"Donnerwetter", warf v. Becker ein.

"Zunächst irritierte mich zwar dieses stark französische Aussehen — es war wohl in der schlechten Photographie, die mir als Unterlage diente, nicht so recht herausgekommen. Aber ich rückte auf meinem Stuhl näher, nahm mir den „Manchester Guardian“ vor und hörte den Leuten zu. Zuerst flirten sie zusammen. Dann — die Zeit ist mir weiß der Himmel nicht lang geworden — gingen sie nach der Hall hinüber. Wieder konnte ich mich unbemerkt in ihre Nähe plazieren. Sie tranken Koffa. Der Kellner war nicht wenig erstaunt. Leider konnte ich nicht alles verstehen, was sie sprachen. Sie waren zum Schluß sehr ernst, — Worte wie Flucht, — wieder abreisen, — Nachricht von Zuhause, flossen."

"Eigentümlich", meinte Herr v. Becker.

"Gewiß." Kommissar Neubeder zündete sich eine frische Zigarette aus Herr v. Beckers silberner Dose an. "Später fuhren sie in einer Droschke nach dem Hydepark. In einer kleinen Nebenstraße stieg die Dame aus. Vor einem Boarding-House. Sie scheint dort zu wohnen. Er begleitete sie nur an das Vorgartentor, stieg dann wieder ein und fuhr weiter. Ich immer hinterher. Dann hielt der Wagen wieder, nach einer endlos langen Fahrt in einem der Villenviertel. Ich habe mir die Straße notiert."

Neubeder blätterte in seinem Notizbuch.

"Weiter", drängte der Attache.

"Er scheint dort zu wohnen. Ich ließ meine Droschke warten, ging zu Fuß näher. Glücklicherweise kam gerade ein Postbote aus dem fraglichen Haus. Ich fragte ihn nach den Bewohnern. Unten wohnt ein pensionierter Geistlicher. Reverend Watson. Der erste Stock ist von einem Fremden bewohnt, — offenbar ein Franzose, meint der Postbote. Er heißt René Savary, — wohnt allein mit einem Diener, der nur sehr gebrochen Englisch spricht. Mehr konnte ich nicht erfahren."

"Und Sie täuschen sich nicht, wenn Sie glauben, daß dieser — wie sagten Sie?"

"Savary..."

"... daß dieser Savary mit diesem verschwundenen Walker identisch ist?"

"Nein. Aber hören Sie zu. Ich hatte die Telefonnummer dieses Franzosen ausfindig gemacht und rief am Abend an. Der Diener war am Apparat und sagte mir, sein Herr sei im Bachelor-Klub in der Regent-Street. Kennen Sie diesen Klub?"

"Ich bin selbst Mitglied", erstaunte sich v. Becker.

"Am so besser. Und nun melden Sie mich bitte Seiner Erzellenz."

"Gerne." v. Becker stand auf. "Sie sprachen vorher von der französischen Gesandtschaft. Welche Auskünfte sind wichtig? Ich habe dort einen Tennispartner — Monsieur Jacques Clairon d'Haussonville, — uralter Adel, fabelhafte Familie..."

"Informieren Sie diesen Herrn aus der fabelhaften Familie aber bitte nur, soweit das unerlässlich ist."

"Zweifelloos. Ich kann ihn natürlich anfragen, ohne dieser Frage den offiziellen Charakter zu geben. Einen Augenblick, bitte."

v. Becker verschwand. Kommissar Neubeder lächelte.

Es dauerte eine Weile, bis der Attache wiederkam.

"Erzellenz ist leider zu einem Empfang", meinte er entschuldigend. "Und morgen wird er auf der Jagd sein. Sir Chamberlain hat ihn zu einer Entenjagd eingeladen. Es ist möglich, daß Erzellenz heute abend schon abgereist ist. Ich kann es nicht übersehen. Auch der Erfolg meiner Anfrage bei Mr. Clairon d'Haussonville war leider negativ. Der Baron ließ feststellen, daß ein Herr Savary in der letzten Zeit nicht in der Gesandtschaft erschienen ist. Aber — er kennt den Namen. Die Savarys seien ein altes elsässisches Geschlecht, sehr vermögend, aber offenbar nicht so französisch, wie es mein Tennisfreund wünscht. Der Baron glaubt sich erinnern zu können, daß die Savarys ausgestorben sind, bis auf einen Sohn, der allerdings vor Jahren schon verschwunden ist, — man nimmt an nach Amerika."

"Nun — das würde ja meine Vermutungen recht fertigen."

"Und wie vereinbaren Sie damit, daß die Savarys sehr vermögend waren?"

"Ich nehme nicht an, daß der junge Savary nach Amerika verschwunden wäre, wenn er das große Vermögen seines Vaters tatsächlich geerbt hätte. Die Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich hat dort gewiß auch mancherlei Veränderungen zur Folge gehabt."

"Leider", bestätigte Herr v. Becker.

Der Kommissar sah, in Nachdenken versunken. Als er einmal kurz aufschah, schien es Herrn v. Becker, als husche ein spöttisches Lächeln über sein braungebranntes, sympathisches Gesicht. Aber vielleicht täuschte er sich.

"Ich habe weiter in Erfahrung gebracht, daß dieser Savary — er ist erst wenige Tage hier in London — sich zwei Tage nach seiner Ankunft ein sehr teures Luxusabriolett gekauft hat. Warum fährt er trotzdem Taxameter?"

"Ich weiß es nicht." Fragend sah der Attache seinen Gegenüber an. Er wußte tatsächlich keine Antwort auf diese Frage.

Aber auch Neubeder gab keine Antwort.

"Es ist natürlich nicht erwiesen, daß dieser Savary der gesuchte Walker ist. Es ist ebenso wenig erwiesen, daß dieser Savary tatsächlich ein Savary ist. Die kostspieligen Anschaffungen — die Wohnung, das Auto — verraten jedenfalls, daß der Mann jetzt erst zu größeren Mitteln gekommen ist. Außerdem: der Name Savary ist geschickt gewählt. Trifft es zu, daß Savary Walker ist, so kann er sich hinter sein Elsassertum verschansen, damit ihm eine eventuelle fehlerhafte Aussprache des Französischen nicht zum Verrat wird."

(Fortsetzung folgt.)

Doch über allem Mühlen dieser Zeiten.

Doch über allem Mühlen dieser Zeiten,
Laß dir den guten Glauben nicht entgleiten,
Wie es denn immer ringsum werden will.
Aus deinem treuen unentwegten Walten,
Wird sich des Segens Blütenpracht entfalten —
Nur warte, Seele, sei getrost und still.

Ob nach des Sommers Glut die Blätter fallen:
Der Herbst erfüllt auch Sendung allenthalben!
Dein Herz muß dieses Wirken recht verstehn.
Wie kann es ohne Winter Frühling werden,
Und wie kann ohne Dunkelheit auf Erden
Des Morgens Glanz aufs neue dir erstehn?

Die Hoffnung mehrt die Kraft zum Weitertragen
Und löst und bannet der Zweifel trübes Jagen,
Das deine Schritte täglich hemmen will.

Dein Weg hat Ziel und Richtung, deine Taten,
Erfüllen klar sich ohne Rätselfragen:
Wenn du den Glauben hüttest fein und still.

Hans Horsmann.

Die Buße.

Von Christa Fudet.

Dies ist eine wahre Begebenheit!

Die Gräfin N. wurde viel beneidet und bewundert um ihr Perlenkollier. Es war aber auch ein außerlesenes schönes Stück, bestand aus drei Reihen erbsengroßer Perlen zu je fünfzig Stück ohne die Mittelperle. Das Herrlichste an dem kostbaren Ding war natürlich der Glanz. Während die ganzen Perlen einen zartrosa Ton aufwiesen, waren die Mittelperlen schwarz und der Farbkontrast war das einzigartige dieses Schmuckes. Das Schloß war aus Brillanten. Das Kollier wurde fest getragen, nur bei besonderen Festlichkeiten oder wenn die Gräfin zum Theater der nahen Residenzstadt fuhr. Ins Ausland wurde es nie mitgenommen. Besitzerin war immer nur jeweils die Frau des ältesten Sohnes und zum Glück hatte es bis jetzt immer älteste Söhne gegeben, sonst wären sicher um den Schmuck heisse Familienkämpfe entstanden! Ausbeibahrt wurde er in einer Kassette im Kleiderschrank der Gräfin.

Eines schönen Tages war es verschwunden! Einfach fort! Kein Mensch konnte es glauben. Das große Haus wurde von oben nach unten gelehrt, alle Winkel durchstöbert, Remisen, Ställe, Schuppen durchwühlt nichts! Wer konnte der Dieb sein? Im Hause waren alle Diensthofen schon jahrelang, einige waren darin alt geworden, die Knechte kamen nie ins Schloß, das kleine Städtchen war untereinander so bekannt wie eine Familie. Jeder kannte die Perlen und es war ein Entsetzen, eine einzige Enttäuschung, als ihr Verschwinden bekannt wurde! Die Gräfin war außer sich. Tag und Nacht wurde von nichts anderem mehr gesprochen wie von den Perlen. Sie lief den ganzen Tag mit rotgeweinten Augen umher, sie aß nichts, sie konnte nicht schlafen, der Graf verlor bald die Geduld. Männer setzen sich über solche Verluste rascher hinweg wie Frauen.

„Es ist ärgerlich, gewiß,“ sagte er, „aber willst du darüber krank werden? Weg ist weg und futsch ist futsch!“

„Unglaublich“, sagte sie empört, „als ob es sich um eine alte Pappschachtel handelte!“

Sie wurde über diesen Kummer tatsächlich fast krank und konnte den Verlust nicht verwunden. Überall war das Verschwinden des Schmuckes bekannt geworden. Die arme Frau wurde im allgemeinen bemitleidet, es gab wenig Schadenfreude über diesen Schmerz, denn sie war eine gute Herrin sowohl, als auch ein famozer Mensch! Damals kam man nicht auf den Gedanken, die Kriminalpolizei zu alarmieren!

Monate waren ins Land gegangen. Der Winter war gekommen und die Gräfin, noch immer untröstlich, hatte sich von jeder Gesellschaft, ja fast von der ganzen Welt zurückgezogen. Ihre Kinder sogar bekamen sie selten zu Gesicht!

Der älteste Diener des Hauses war Paul. Ein treuer guter Mensch, der sich im Hause das Gnadenbrot verdient hatte und jetzt nur zu kleinen Obliegenheiten, die allerdings im Laufe der Zeit zu ausgewachsenen Gewohnheiten geworden waren, verwendet wurden. Eine dieser Gewohnheiten war, abends punkt sechs Uhr die Fenster des Schlosses zu revidieren. Jeder im Hause redete ihn über diesen „Spaziergang“. Er ging nämlich im hinteren, wenig benutzten Gartenzimmer an, ging ins erste Stockwerk, ins zweite und endete im Dachgeschoß. Jeden Abend punkt sechs Uhr, Winter und Sommer! So auch an dem Abend, als er auf einem Fenster Sims ein kleines zusammengerolltes Stück Zeitungspapier fand. Er wog es lächelnd in der Hand, dachte an einen Schabernack der Kinder, fühlte etwas Hartes und widelte es auf. In seiner zitterigen Hand zitterte auf dem Papier eine Perle! Eine zartrosa Perle! So schnell ihn seine alten Beine trugen, lief er zu seiner Herrin und vergaß das Anklopfen.

Die Gräfin drehte sich unwillig um, aber wie sie die Aufregung des alten Mannes sah, lächelte sie ihn an: „Na, Paul, Sie sind ja außer sich! Was haben denn nun die Kinder wieder angestellt?“

„Frau Gräfin hier hier“ konnte er nur stammeln.

Die Gräfin rief einen Schrei aus! Eine ihrer Perlen! Wo waren die anderen? Wie kam diese einzige auf das Fensterbrett? Wer hatte sie dorthin gelegt? Wann? Des ganzen Hauses bemächtigte sich eine unbeschreibliche Aufregung. Man durchsuchte die Umgebung des Fensters, konnte aber keine auch nur kleinste Spur entdecken. Kein Mensch konnte die Lösung finden.

Nach einigen Tagen wiederholte sich der Vorgang. Wieder lag ein kleines Stück Zeitungspapier auf dem Fenstersims, darin lag eine Perle. Die arme Frau kam aus der Aufregung gar nicht heraus. Kein Mensch hatte für etwas anderes Interesse, als für die Perlen. Man wartete fieberhaft, ob sich der Vorgang wiederholen würde und er wiederholte sich tatsächlich. Am muntersten waren die Kinder, um die kümmerte sich in dieser Zeit kein Mensch.

So ging das wochenlang fort. Immer dieselbe Geschichte: Auf irgend einem Fenster des Parterres, immer ein verschiedenes, lag ein Päckchen mit einer Perle. Keine Spuren des Bringers; Er mußte mit einem unglaublichen Raffinement zu Werke gehen. Nach Wochen lag die erste schwarze Perle da. Soviel war der Gräfin nun klar, daß der Dieb die Perlen der Reihe nach aus der Schnur nahm und brachte. Aber warum in Gottes Namen nicht auf einmal? Im Laufe der Zeit legte sich die Erregung. Man fing an über jeden Fund zu lächeln. Die Gräfin lebte auf in der Hoffnung auf ein vollkommenes Wiederfinden ihres Schmuckes. Pauls Gesicht war Geld wert jedesmal, wenn er mit so einem schimmernden Ding ankam! Denn seine Herrin hatte ausdrücklich verboten, daß sich jemand anders um die Angelegenheit kümmerte als ihr treuer Paul. Sie wollte dem alten Mann damit wohl eine besondere Freude machen. Fand sich eine Perle ein, so wurde sie in einem besonderen Kasten auf den Tisch im Schlafzimmer der Gräfin hingelegt. Wie haben Kostbarkeiten offener dagelegen als diese! War es doch wie ein Heiligtum für das ganze Haus. Ob das in unseren Tagen möglich wäre, wollen wir dahingestellt sein lassen, mit Sentiments trägt sich heute nicht so leicht jemand herum!

Endlich fand Paul die letzte Perle, endlich fand sich das Brillantstüchlein ein das Kollier war vollständig! Es wurde neu aufgezogen und die schöne blonde Frau trug es mit großem Stolz an dem Abend, als zur Feier des Wiedergefundenes ein Fest gegeben wurde. Auch der alte Hauspfarrer befand sich unter den Gästen. Mit einem ungemein feinen Lächeln beglückwünschte er die Hausfrau zu ihrem wiedergefundenes Schatz. Sie dankte lächelnd und sagte:

„Können Sie sich vorstellen, Hochwürden, was den Dieb veranlaßt haben kann, die Perlen einzeln wiederzubringen? Das ganze Kollier auf einmal wäre doch einfacher und praktischer gewesen, nicht wahr?“

„Das wäre es wohl, Gräfin,“ erwiderte er sehr ernst, „na, die Hauptsache ist doch, daß Sie es wieder haben“

Wieder waren Monate ins Land gegangen. Über die Perlen-geschichte war Gras gewachsen Da bekam Gräfin N. einen sonderbaren Brief:

Ahn die liebe Frau Gräfin,

Ich habe ihre Perlen gestohlen. Aber wie ich meinte, das Sie grant beinahe werten, hatt es mich sehr leit getan! Ich wußte auch niet, das dieses Perlen so teier weren sie habben nur so eine schöne farpe gehapt. Ich gieng zur Peichte und der herr Pfarrer satte ich mußte jete Perle einsehn allein widberbringen und immer dapei zwei vaterunser paternoster peten — au die Perlen happe seer viele herzkloppen leloset. Aber jekt had mich der liebe GOTT verzien und hosendlich Frau Gräfin aug. Und die Frau Gräfin und der herr Graf und die gleinen hinter sollen lante lepen und recht lesund bleiben und ich will nieh witer steelen

Ohne naamen.

Graf N.achte laut auf, als er diese Zeilen las und sagte zu seiner Frau:

„Wenn du jekt auch nicht viel weisst, Hebi, aber das eine wirst du gewiß wissen. Der Dieb war bestimmt eine Diebin. So ungechickt kann sich nur eine Frau benehmen. Ein Mann hätte bestimmt andere Auswege gesucht“

„Sei nur still“, antwortete sie, „ob ich von einem Mann meine Perlen wiederbekommen hätte? Aber, Karlheinz, stell dir vor, was die arme Seele gelitten haben muß, bis sie alle Perlen wiedergebracht hatte. An Hand dieses Briefes würde es ein leichtes sein, sie ausfindig zu machen. Wozu denn lassen wir sie gehen sie hat ja schon Strafe genug gehabt“

Auf dem Tisch schimmerten matt die zartrosa Perlen mit den schwarz-silbernen Sternen in der Mitte und dem glitzernden Schloß. Die Gräfin hatte sie am Abend vorher getragen. Sie nahm das Kollier und legte es mit großer Sorgfalt in die eiserne Kassette.

Zehn Jahre später . . .

Von Wilhelmine Valtineker.

Im Coupé dunkelt es stark. Das Ehepaar F. fährt schon Stundenlang. Und Stundenlange Fahrt liegt noch vor ihnen. Sie haben bereits ihren Proviant verzehrt. Er hat, wie alle Ehemänner, gefunden, sie habe viel zuviel zum Essen mitgenommen und hat dann — wie ebenfalls die meisten Ehemänner — ein wenig angenehmes Gesicht gezogen, als er noch etwas essen wollte und trotz des vermeintlich zu großen Proviantes schließlich nichts mehr da war.

Nun sitzen sie auf ihren Fensterplätzen einander gegenüber, satt und mäßig gelangweilt.

„Hübsche Gegend. Findest du nicht auch, Anton?“

„Ja. Man sieht ja kaum mehr etwas“, blinzelt er.

„Ich meinte, der kleine Fluß dort sah unter dem Dämmerhimmel wie Metall aus.“

„Einhem.“

„Dir wird von dem fetten Huhn doch nicht schlecht geworden sein?“

„Ach wo!“

„Du, da fuhren wir eben an einer ganz kleinen Station vorbei, an der der Zug nicht hielt. Ich glaube, es stand Ebendorf darauf.“

„Wird schon stimmen. Da müssen wir auch vorüber.“

„Anton! Ebendorf! Erinnerst du dich! Diese Straße fuhren wir ja vor genau zehn Jahren! Als ganz junges Ehepaar! Es war so reizend! Wir machten einen Sonntagsausflug hierher! Du warst so verliebt, jeder konnte es sehen. Die Leute lächelten, aber wir machten uns nichts daraus. Und dann flogen wir in Ebendorf aus und gingen in den Wald. Froh wie Kinder. Du hast dort Blumen für mich gepflückt und gesagt, du würdest mir ein ganzes Kleid aus Blumen flechten. Und wirklich, du fängst gleich damit an; aber dann bist du bald ganz böse geworden, weil du deine Finger ungeschickt fandest. So lieb warst du da, wie du ratlos unter allen Blumen hocktest! Ich ließ dich gar nicht weiter mit den Blumen basteln und küßte dich . . . Und später, abends fuhren wir im überfüllten Personenzug nach Hause. So stockdunkel wie jetzt war's, und die Coupélampe brannte ebenso schlecht. Du erinnerst dich doch! Und es waren so viele Leute im Abteil. Aber du küßtest mich trotzdem, es war ja dunkel. Ein Herr neben mir machte dumme Witze, er hatte bemerkt, daß wir uns küßten, dieser lachsäugige alte Schlangkopf! Nein, sowas, daß wir heute zufällig auf diese Straße kommen, hätte ich mir nicht gedacht! Ich bin ganz glücklich, Du! Um zehn Jahre jünger fühle ich mich! Anton!“

Sie beugt sich zu ihm hinüber, um ihn zu küssen, späßt ihm im schwachen Licht zärtlich ins Gesicht. Er schläft.

Japanisches Kopfschmerz.

Von Dr. Gilling Li.

An einem regnerischen Septembernachmittag saß ich entsprechend gelaunt im Zug von München nach Regensburg. Weber die Abwechslung der wässrigen Landschaft freute mich, noch hatte ich Lust, mit jemand eine Unterhaltung anzuknüpfen.

Auf irgendeiner Station stiegen zwei junge Damen ein und nahmen mir gegenüber Platz, ohne die Anwesenheit eines Ausländers bemerkt zu haben. Mir war es recht.

Beide sahen sie mich an. „Ein Chineser!“ flüsterte eine zur andern.

„Nein“, flüsterte die andere, „Japaner! Er hat ja keinen Bop!“

Ich tat als ob ich nichts hörte, aus Rücksicht, weil es den Damen unangenehm sein könnte, daß ich sie verstanden hatte. Ich betrachtete das monotone Spiel der rollenden Wassertropfen an der Fensterscheibe, um irgendeine Beschäftigung zu haben, die mich vom Lachen ablenkte.

„So kleine Füße!“ sagte die eine Dame. „Und so schwarzes Haar!“ antwortete die andere halbblau.

Ich zeigte abermals mit keiner Miene, daß ich verstand; dazu war es nun schon zu spät. Es blieb mir nichts anders übrig, als immer wieder die Fensterscheibe anzuschauen.

Meine Damen waren nun schon ganz lässig und sprachen laut. Bald wurden meine Augen kontrolliert, bald meine arme Nase in der Länge und Breite gemessen. Meine Hautfarbe, scheinbar das Wichtigste von allem, mußte einmal braun, einmal blaßgelb schillern.

Ich nahm eine Zigarette heraus und zündete sie an. Es half ein wenig das Lachen zu verbergen.

„Er hat so schöne, zierliche Hände.“

„Das hörte ich allerdings gern. Leider konnte ich aber nicht dafür danken.“

„Er ist aber ganz genau so angezogen wie ein Deutscher.“
— „Er raucht auch wie ein Deutscher.“

Es wurde allmählich doch schwierig, meine unschuldige Miene festzuhalten.

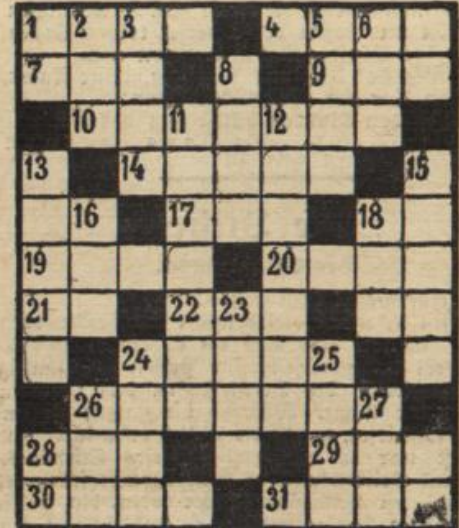
„Glaubst du, daß er kurzichtig ist, weil er eine Brille trägt?“

Es polterte in meiner Brust. Ich verbedte mein Gesicht, indem ich mich halb zum Fenster drehte und meine Stirn mit der linken Hand stützte, um ein wenig verstohlen lachen zu können.

Da schrien aber beide ganz erstaunt:

„Und Kopfschmerz hat er auch!“

Kreuzworträtsel.



Von oben nach unten: 2. weibl. Vorname, 8. Wert von 1000, 5. arabische Halbinsel, 6. Stadt in Belgien, 8. Erdart, 11. Bureauegenstand, 12. Landschaft i. d. Mark Brandenburg, 13. Brusttuch, 15. südamerikanisches Gebirge, 16. Papstname, 18. Schweizer Kanton, 23. Teil des Auges, 24. Tierhaut, 25. Wasserstelle in der Wüste, 26. Tanzschritt, 27. afrikl. Strom.

Von links nach rechts: 1. Lichtspielhaus, 4. Feldblume, 7. männl. Vorname, 9. Monat, 10. Waffenmagazin, 14. Balkan-Hauptstadt, 17. Straußenart, 19. Gouvernementsstadt in Rußland, 20. schweres Verbrechen, 21. Fluß in Italien, 22. Mädchenname, 24. Fluß in Südtalien, 26. Köffeltgang, 28. Seefängertier, 29. engl. Titel, 30. nordische Hauptstadt, 31. Raubfisch.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 196:
Waagerecht: 4. Starter, 8. Tau, 9. Kia, 10. Sir, 12. Lei, 13. Ode, 15. Esfe, 17. Robe, 19. Ei, 21. De, 22. Lavater. — Senkrecht: 1. Star, 2. Ar, 3. Seil, 4. Stiesel, 5. Au, 6. Tr, 7. Räuber, 11. Ad, 13. De, 14. Er, 16. Stam, 18. Odem, 20. Pan.

Chinesische Sprichwörter.

Wer auf einem Tiger reitet, wird sich hüten, abzuspringen.

Wer heute über deine Decke schaut, wird dir morgen dein Pferd stehlen.

Kurz vor dem Monatsersten ißt man Bohnen für Mandeln.

Wer die Hütte lehren will, darf nicht auf dem Besen sitzen.

Wer sich als Schaf zeigt, den fressen die Wölfe.

Ein Hund ist noch kein guter Hund dadurch, daß er gut bellen kann.

Eine schnelle Frage verlangt eine langsame Antwort.

Du kannst wohl einen teuren Hund kaufen, du kannst aber nicht das Weiblein seines Schwanzes kaufen.